

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2005

Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxembourg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Carsten Martin (Dortmund), Harro Müller (New York), Maria Pörmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2005
11. Jahrgang

Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz

herausgegeben von

Hubertus Fischer und Florian Vaßen

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2006
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Tanja Weiß, www.ruebenberger-verlag.de
Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-566-8
www.aisthesis.de

klärende pietistische Romantikschwärmerei Friedrich Wilhelms IV., die Forschung und Historiographie über das 19. Jahrhundert hinaus einengte, setzt sich H. auch kritisch mit „einer dogmatischen ‚marxistischen‘ Betrachtung“ auseinander, die „fälschlicherweise als Einschätzung des gesamten Junghegelianismus mißverstanden“ wurde. (S. 89) In diesem Zusammenhange entwirft H. eine neue Sicht und Würdigung des Verhältnisses von Marx und Engels zu Ruge und dem Junghegelianismus, indem er unterscheidet „zwischen politisch motiviertem Tagesstreit und historischer Wertung“ (S. 91).

Nicht nur über den Philosophen und Politiker enthält der Band lesenswerte Informationen. Fritz Petrick verbindet den Blick auf Ruge mit dessen Heimat und ihrer Geschichte. K.-E. Tietz ergänzt diese Thematik mit Verweis auf Ruges umfangreiche Autobiographie, der er einen nennenswerten Platz in der „Reihe von autobiographischen Schriften nationalliterarischen Ranges“ zubilligt (S. 51). Über das harte Emigranten-schicksal des 48er Revolutionärs berichten Jürgen und Ulrich Ruge, und Erhard Albrecht beschließt den Band mit einem Seitenblick auf den ebenso berühmten Rügener Ernst Moritz Arndt.

Die hier nur skizzierten wesentlichen Inhalte der Broschüre veranschaulichen, dass sie trotz ihres relativ geringen Umfanges beachtliche Forschungsergebnisse zum Thema Arnold Ruge bietet oder zumindest aufgreift und wertvolle Anregungen für weitere Forschungen gibt. So wurde ihr Anliegen beispielhaft erfüllt.

Wolfgang Büttner (Petersbagen bei Berlin)

Andreas Gebhardt: *Der Salon. Ein kurhessisches Literaturblatt in den Presseverhältnissen des Vormärz*. (= *Studien zur neueren Literatur*, hg. von Anselm Maler, Bd. 13) Frankfurt/Main: Peter Lang, 2004.

Der Salon ist eine Literaturzeitschrift, die von 1841 bis 1842 in Kassel erscheint. Andreas Gebhardt macht sie zum Gegenstand seiner Untersuchung, um damit einen „Beitrag zur Kulturgeschichte Kassels und zur Pressegeschichte des Vormärz“ (S. 5) zu leisten. In einem ersten großen Kapitel (Kap. 2) skizziert er die Kasseler Presselandschaft hauptsächlich der 1830er-Jahre, indem er acht Kasseler Zeitungen und Zeitschriften in Kurzreferaten vorstellt, und erläutert die presserechtlichen Implikationen, die hauptsächlich Einschränkungen durch das Zensurwesen sind. Im zweiten Hauptteil (Kap. 3) der Arbeit steht dann *Der Salon* im Mittel-

punkt. Gebhardt erläutert die Entstehungsgeschichte und das Programm der Zeitschrift, analysiert die äußere Form sowie die enthaltenen Textsorten und stellt das Personal, im Wesentlichen den Kasseler Verleger Heinrich Hotop sowie den ersten Redakteur Franz Dingelstedt, vor.

Hessen-Kassel hatte, nachdem die französische Herrschaft König Jérômes beendet und der Kurfürst 1813 nach Wilhelmshöhe zurückgekehrt war, keine Verfassung. Diese wird erst 1831 verabschiedet und ist presserechtlich insofern problematisch, als sie einerseits unbedingte Pressefreiheit einräumt, im gleichen Paragraphen jedoch die Zensur dem Bundesgesetz unterstellt. Dieses Paradox bildet gleichsam das Koordinatensystem aller Publikationen; die versprochene Konkretisierung erfolgt nicht, im Gegenteil werden die Bundesgesetze noch konsequenter angewandt. „Pressefreiheit bestand damit faktisch seit Herbst 1834 nicht mehr.“ (S. 35) Das Zensurwesen im Kurfürstentum Hessen-Kassel beschreibt Gebhardt äußerst detailliert, sowohl den juristischen Diskurs als auch die praktische Umsetzung. Dabei entwirft er an sehr anschaulich ausgewählten Beispielen ein schillerndes Bild der alltäglichen Kleinkämpfe zwischen Herausgebern und Zensoren, die geprägt sind vom Selbstverständnis und der Subjektivität des Zensors einerseits und dem Trickreichtum und Geschick des Redakteurs andererseits. Was im ersten Teil der Studie allgemein dargelegt wird (Kap. 2.3 Zensur und Zensoren in Kassel), konkretisiert der Verfasser im zweiten Teil (Kap. 3.9.1 *Der Salon* und die Zensur). Zunächst erfordert die Genehmigung einer neuen Zeitschrift jedoch die Zuweisung eines Zensors, sodass bereits Ankündigungstext und Probenummer eine Herausforderung für den Zeitschriftengründer darstellen: er muss die Waage halten zwischen Abonnentenwerbung und Zensorenbeschwichtigung, denn auch ein nicht zugeteilter Zensor ist eine Form der Zensur.

Der Salon versteht sich als – so der Untertitel im zweiten Erscheinungsjahr – ‚Unterhaltungsblatt für Gebildete‘; es geht also, zumindest offiziell, um nicht-politische Themen aus der Kultur. Dass diese Parteilosigkeit eher zur Beschwichtigung des Zensors dient, dass Literatur in dieser Zeit selten unpolitisch ist, macht Gebhardt am Beispiel der durchaus politisch zu verstehenden Kommentierung des *Rheinliedes* deutlich; ebenfalls an diesem Gedicht von Nikolaus Becker zeigt er, wie und dass *Der Salon* von anderen – auch überregionalen – Zeitschriften rezipiert und rezensiert wird.

Außerdem geht es, so deutet der ursprüngliche Untertitel ‚Wochenschrift für Heimat und Fremde‘ an, im Programm des *Salon* um einen

ausgeprägten regionalen Bezug. *Der Salon* soll, auch wenn dieses Versprechen kaum eingelöst wird, Dichtern aus Hessen-Kassel die Möglichkeit der Publikation bieten und die Leser, auch die „Fremden“, mit dieser Literatur vertraut machen. Der „Regionalbezug bei einer Zeitschrift dieser Art muss auch den Zeitgenossen ungewöhnlich erschienen sein, hatten sich progressive Kräfte angesichts der Zersplitterung der deutschen Staaten und der auf die Autoren wirkenden Zentrifugalkräfte nach dem Verbot des Jungen Deutschlands [1835] darum bemüht, die nationalstaatliche und kosmopolitische Dimension [...] in den Vordergrund zu rücken.“ (S. 80)

Gebhardt gelingt es, die Absichten des Verlegers Hotop, der in einem eigenen Kapitel (Kap. 3.7.1) biografisch vorgestellt wird, kompetent zu bewerten und mit vergleichbaren Periodika zu kontrastieren. Dass dieses Programm nicht nur ausführlich vorgestellt und kommentiert, sondern als schwer zugängliches Dokument im Anhang komplett wiedergegeben wird, ist ein Vorzug dieser Studie.

Während *Der Salon* bislang ein Forschungsdesiderat war, das mit Andreas Gebhardts Dissertation erstmals umfassend – das heißt im Spannungsfeld von Verlag, Redaktion, Zensur, Konkurrenz und (soweit rekonstruierbar) Publikum – dargestellt wird, gelingt dem Verfasser auf einer anderen Ebene eine ganz wesentliche Erweiterung und Neubewertung (Kap. 3.7.2.1). Franz Dingelstedt ist einer jener Autoren, die nicht zur Phalanx des Jungen Deutschland und der Literatur des Vormärz zählen; meist wird er deshalb entweder nur in Aufzählungen berücksichtigt oder mit durch die Sekundärliteratur verfolgbar, immer gleichen Attributen versehen. Wenn er genannt wird, dann häufig als Autor der *Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters* oder als der in einigen Gedichten Heinrich Heines angesprochene „Nachtwächter“ selbst. Im Wesentlichen wird dem 1814 in Halsdorf geborenen Dichter und Journalisten vorgeworfen, er habe seinen ursprünglich demokratisch-oppositionellen Standpunkt verraten und sich später als Renegat und Höfling erwiesen. Während nämlich seine frühen Texte – die *Bilder aus Hessen-Kassel* (1836), seine *Spaziergänge eines Kasseler Poeten* (1837) oder die bereits genannten *Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters* (1841/42) – in satirischer Absicht gegen Fürstenwillkür, Spießbürgerlichkeit, Zensur und die politischen Zustände in den Deutschen Kleinstaaten wettern, nimmt Dingelstedt 1843 einen Posten als Vorleser und Bibliothekar beim König in Stuttgart an und ist anschließend als Theaterdirektor der Hoftheater in München, Weimar und Wien tätig; außerdem wird er nobilitiert und in den Freiher-

renstand erhoben. Das Jahr 1843 gilt somit in seiner Biografie als Wendepunkt, als plötzlicher Gesinnungswechsel – Heine spricht von „Verhorrätere“. Gebhardt hingegen weist überzeugend nach, dass ihn der Aufstiegswille schon in den frühen Jahren als Lehrer in Kassel und Fulda geleitet hat, und zeigt, „wie Dingelstedt die trotz aller Zensurrepressalien expandierende Presse für sein berufliches Fortkommen planmäßig nutzte, um sich von seinem bürgerlichen Beruf zu emanzipieren.“ (S. 23) „Sein erklärtes Ziel war schon 1836 ein Redakteursposten bei der *Allgemeinen Zeitung* in Augsburg.“ (S. 114). Gebhardt bescheinigt Dingelstedt eine ausgesprochene „Medienpräsenz“ (S. 115), da dieser zwischen 1835 und 1850 in mindestens 74 literarischen Zeitschriften vertreten ist und sich außerdem ein weitläufiges Netz an Kontakten und Bekanntschaften aufbaut. Zitate aus Briefen sowie die Analyse bislang unberücksichtigter Rezensionen belegen Dingelstedts explizites Streben nach Bekanntheit und Akzeptanz.

Diese Neubewertung – nicht zwei konträre Seiten einer Biographie, sondern verschiedene Wege zum gleichen oder ähnlichen Ziel – muss auch deswegen als Forschungsleistung gewürdigt werden, weil Dingelstedt als Persönlichkeit ausgesprochen schwer zu fassen ist. Zunächst beruft sich die Sekundärliteratur immer wieder auf fragwürdige Quellen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, die Gesamtausgabe seiner Werke hat Dingelstedt selbst zusammengestellt und verändert, sodass das oppositionelle Frühwerk 1877 in geläuterter Gestalt oder aber gar nicht veröffentlicht wird. Hinzu kommt, dass ein Großteil von Dingelstedts Texten in diversen Zeitschriften erschienen und damit schwer zugänglich ist, oder, was insbesondere für regionale, kleine und kurzlebige Periodika zutrifft, nicht mehr existiert. Briefwechsel lagern über diverse Archive (Wien, Marbach, Dresden, Marburg etc.) verteilt und sind nur zu einem geringen Teil ediert.

Diese Quellenlage deutet an, welch intensive Forschungs- und Recherchearbeit Andreas Gebhardts Studie voranging; der Verfasser selbst sagt im Vorwort, dass die Auseinandersetzung „zunehmend den Charakter einer Spurensuche“ (S. 5) angenommen habe. Solche Forschungsprojekte sind allerdings unerlässlich, wenn sich die Germanistik einem erweiterten Textbegriff verpflichtet fühlt. In diesem Sinne komme, so Gebhardt, „gerade dem Pressewesen als konstituierendem Faktor von (literarischer) Öffentlichkeit in einer Region eine wesentliche Bedeutung zu.“ (S. 13) Darüber hinaus hat sich das Puzzlespiel gelohnt, denn als Leser bekommt man keine Einzelteile, sondern im Gegenteil ein in sich

schlüssiges, rundes Bild; es gelingt Gebhardt weitgehend, seine Detaillierergebnisse zu kondensieren, zu erläutern und einzuordnen. Sein Ziel, den *Salon* als „Sonde“ zu nutzen und damit „einige Aspekte des lokalen Pressewesens exemplarisch auf[z]uzeigen“ (S. 197), ist in hohem Maße erfüllt. Denn das Ergebnis ist keine regionalhistorische Fleißarbeit, sondern Gebhardt abstrahiert von seinem Gegenstand, zieht Vergleiche, stellt seine Ergebnisse in einen überregionalen Kontext und leistet so einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Kultur vor 1848, die stärker als andere Epochen durch Zeitschriften und das Pressewesen geprägt ist.

Vielleicht hätte man die Stringenz der Studie noch erhöhen können, wenn man sich auf die Zeitschrift und ihren ersten Redakteur beschränkt hätte – die ausführlichen Einzelreferate der Kasseler Zeitschriften sowie der Versuch, auch weitere Mitarbeiter des *Salons* biographisch nachzuweisen, wirkt für den Leser nur bedingt ergiebig. Der Anhang hingegen ist – wie bereits angedeutet – eine sinnvolle Ergänzung. Neben ungedruckten Quellen, Akten, Programmen und Briefen werden Abbildungen (etwa der im Zensurkapitel besprochenen Karikaturen), das Verlagsprogramm Hotops sowie ein Register der im *Salon* veröffentlichenden Autoren wiedergegeben.

Andreas Wicke (Kassel)

Roland Ludwig: Die Rezeption der Englischen Revolution im deutschen politischen Denken und in der deutschen Historiographie im 18. und 19. Jahrhundert. Leipziger Universitätsverlag 2003, 473 S.

Der Autor hat den Rahmen für sein Thema weit gefaßt, mußte er doch vor der Rezeption der Historie die vorausgegangenen Darstellungen des Gegenstandes ins Blickfeld rücken. Erstaunlicherweise war es ein Franzose, der sich erstmalig ernsthaft mit der Englischen Revolution befaßte. Zu Anfang des 18. Jahrhundert erschien das mehrbändige Werk von Paul Rapin de Thoyras, das auch in Deutschland bekannt und von dem Historiker Eobald Toze 1767 als „die beste Geschichte von England“ gewertet wurde (S. 50).

Mit David Hume und Catherine Macaulay stellt L. zwei namhafte englische Geschichtsschreiber vor, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Darstellung der Geschichte ihres Landes übernahmen. Anhand ihrer Werke verdeutlicht L. bereits aufschlußreich die politisch motivierten Unterschiede in der Bewertung von Personen und Vorgängen,